

## Zukunftsangst

Manche Wörter, die früher mit Hochschätzung gebraucht wurden, sind kaum noch verwendbar. Einige hat man so ausgiebig mit höhnischem Beigeschmack serviert, daß sie etwas davon angenommen haben und so nun Spott auf sich ziehen wie „Tugend“ oder „Keuschheit“. Andere sind durch Mißbrauch in schiefes Licht geraten, aus dem sie schwer wieder herauskommen wie „Vaterland“ oder „Gehorsam“. Zu diesen gehört auch das Wort „Mut“. Ein Halbwüchsiger mag noch als mutig gelten wollen; wenn er sich, etwas älter geworden, etwa Wasserwerfern entgegenstellt, darf man ihn noch unerschrocken nennen, aber wer sagt, er habe Mut, oder gar, er sei tapfer, der setzt ihn dem Verdacht aus, es fehle ihm an Intellekt. Dem Intellektuellen steht es nämlich heute besser, zu bekennen, er habe Angst; sonst geht er nicht mit der Mode, in der man seinen Weitblick und seine Empfindsamkeit für die Probleme der Zeit durch eine allseitige Besorgtheit zutage trägt.

Natürlich gibt es die Unbekümmertheit des Ignoranten, der heiter-blöde auf den Absturz zumarschiiert, den er nicht erkennt oder – wie sein Name sagt – ignoriert. Dieser Dummdreistigkeit soll keinesfalls das Wort geredet werden, auch wenn der Schlafwandler sicher an Abgründen vorbeispazieren mag, in die der Hellsichtige schwindelnd hineingesogen wird. Angst ist aber nicht hellsichtig. Die Gefahr, die wir kennen, fürchten wir, aber wir ängstigen uns vor dem Unbekannten – so unterscheidet der heutige Sprachgebrauch. So gesehen fürchten wir uns wohl zu wenig und ängstigen uns dafür um so mehr. Das Scheitern im Beruf, die schwere Krankheit, die mißglückte Kindererziehung, die zerbrechende Ehe und gar der Tod – dem allem begegnen wir mit neuem Schamgefühl; wer von einer Bekannten laut sagte: „Sie hat Krebs, unheilbar“, träfe auf peinliche Betretenheit. Man spricht nicht offen von solchen Gefahren, und man hütet sich ebenso verschämt, sie unverhohlen anzusehen, sogar wenn sie einen selbst bedrängen; denn weil man sich nie gegen alle – und gegen keine zureichend – absichern (versichern) kann, müßte man sie fürchten, wenn man sie klar in den Blick bekäme; wir ziehen es deshalb vor, sie im Unbekannten zu belassen, indem wir die Augen abwenden. So wird die Furcht vermieden und verdrängt; freilich kehrt sie dann als unbestimmte Angst, die keinen deutlichen Gegenstand mehr braucht, oft um so unabweisbarer wieder.

Eines haben Angst und Furcht dennoch gemeinsam: sie richten sich auf das, was auf uns zukommt, auf Zukünftiges in diesem Sinn. Vergangenes kann nur Furcht erregen, wenn es droht, „uns einzuholen“, also in seinen noch ausstehenden Folgen; und ein Verhängnis, das gerade eingetreten und so Gegenwart geworden ist, beendet die Ängste, selbst wenn es sich noch schrecklicher als befürchtet



erweisen sollte. Trotzdem ist der Wortteil „Zukunft“ nicht überflüssig, wenn man heute von „Zukunftsangst“ spricht. Man fürchtet nicht mehr um die Zukunft, sondern man ängstigt sich vor der Zukunft. Ehemals hatten die Menschen – jedenfalls in unseren Breiten – gewiß mehr Anlaß, sich um ihre Zukunft zu sorgen. Nicht nur privat waren sie ungeschützt, bei all unseren Sorgen um Arbeitsplatz oder Altersversorgung, auch als Gemeinschaft fanden sie sich oft den – nach ihrem Empfinden durch kein menschliches Bemühen abwendbaren – Schicksalsgewalten ausgeliefert, die ganze Landstriche verheerten. Ihre Litaneibitten: „Vor Pest, Hunger und Krieg, vor dem Schrecken des Erdbebens bewahre uns, o Herr“ zeugen davon. Unsere Ängste haben sich dagegen gewandelt; selbst was uns von dem damals Befürchteten noch am nächsten steht, der Krieg, wurde bei einer Umfrage zur Jahreswende 1980/81 nur von drei Prozent als eine in naher Zukunft zu fürchtende Gefahr betrachtet. Uns ängstigt die Zukunft im ganzen, und zwar nicht die greifbare, bevorstehende, sondern eine fernere, unbestimmte, unberechenbare.

Dieser Wechsel läßt sich erklären: Früher hatte der Mensch die Ereignisse, die „naturnotwendig“ herankamen, kaum im Griff. Er fürchtete sich vor ihnen und versuchte, seine Zukunft dagegen zu sichern. Im Zug dieser Bemühungen gelangte er zu einer immer besseren Beherrschung der Natur. Eben dies aber ermöglicht es ihm nun auch, die Natur als ganze zu ruinieren und die Erde unbewohnbar zu machen. Die Furcht vor den immer berechenbaren Mächten der Natur wird daher abgelöst durch die Angst vor den unberechenbareren Menschenmächten. Der verschiedenen Naturkatastrophen ungeachtet, vertraute man dem Gang der Natur, sei es, weil man hinter ihr Gott vertraute, sei es, weil man glaubte, sie hinreichend zu beherrschen; dem Menschen gegenüber bringt man dieses Vertrauen kaum noch auf, zumal die Bosheit weniger Mächtiger für ein umfassendes Unheil zu genügen scheint.

Begründen ließe sich diese Zukunftsangst also wohl; aber läßt sie sich auch rechtfertigen? Wir fürchten in ihr das Ende der Welt, der Welt des Menschen jedenfalls. Diese bot sich bisher als Zuflucht aus dem unumgänglichen Scheitern des einzelnen Menschenlebens im Tod; mit dem Trost, die Welt gehe auch ohne uns weiter, konnte man sich über die Ungeheuerlichkeit des Todes hinwegschwindeln, obwohl in ihm für jeden „die Welt untergeht“. Die Fragwürdigkeit einer Welt ohne Menschen stößt uns nicht nur auf, wenn wir die „gebäudeschonende“, aber lebensvernichtende Wirkung der Neutronenbombe als pervers empfinden. Die Welt selbst erweist sich als eine unverlässliche Zuflucht – und darauf reagieren wir mit Zukunftsangst. Wenn die Zukunftsangst uns diese dauernde und irreparable Gefährdetheit der Welt entdecken ließe, könnte sie uns so die Flucht verstellen, die weg von der Bedeutung des einzelnen Menschenlebens zum scheinbar sicheren Fortgang der Welt führte; wenn wir so – aus der Angst heraus – hellsehtig würden, gewönne die Angst einen unvermuteten Sinn.

*Albert Keller SJ*